

Frank Hübler. *Schwedische Runendichtung der Wikingerzeit*. Runrön 10. Uppsala: Institutionen för nordiska språk vid Uppsala universitet, 1996. 190 Seiten.

Marit Åhlén. *Runristaren Öpir: En monografi*. Runrön 12. Uppsala: Institutionen för nordiska språk vid Uppsala universitet, 1997. 249 Seiten.

Nahezu alle wikingerzeitlichen Runensteine in Schweden enthalten Gedenkschriften für verstorbene Angehörige; obligatorisch sind der Name des Setzers und der des Toten sowie das Verhältnis beider zueinander. Dazu können fakultative Formeln treten: eine christliche Fürbitte, eine Ritzersignatur und rühmende Bemerkungen über den Toten. Diese rühmenden Bemerkungen sind nicht selten metrisch gestaltet, man rechnet mit etwa 200 Inschriften dieser Art.

Die einzige (zu ihrer Zeit) vollständige Sammlung dieser "runverser" stammt von Erik Brate (*Runverser: Undersökning af Sveriges metriska runinskrifter*, Antiquarisk tidskrift för Sverige 10.1 [Stockholm: Ivar Hæggström, 1891]). Brate hatte 167 Inschriften gefunden, die er für zumindest teilweise metrisch hielt; er hatte sich der Mitarbeit des großen Sophus Bugge versichert, fußte aber auf Sievers' metrischen Anschauungen, ergänzte großzügig verlorene Teile der Inschriften, und er vermutete allzu oft Verse, wo möglicherweise nur zufällige Alliterationen vorlagen; außerdem ist seit dem Erscheinungsjahr der *Runverser* eine größere Zahl von zweifelsfrei metrischen Inschriften gefunden worden. So ist seine Sammlung eigentlich nur noch von wissenschaftshistorischem Interesse.

Frank Hübler hat sich mit seiner Freiburger Magisterarbeit von 1993 nicht zum Ziel gesetzt, Brates Buch zu ersetzen, sondern er will die Inschriften bestimmen, die tatsächlich Runendichtung enthalten (er will also Brates Liste zusammenstreichen), die Qualität dieser Dichtung beurteilen, ihre geographische Verteilung feststellen und die Zahl der beteiligten Runenritzer bestimmen.

Hübler untersucht 203 Inschriften auf wikingerzeitlichen Steinen innerhalb der Grenzen des heutigen Schweden auf das Vorkommen dichterischer Merkmale. Nach einem forschungsgeschichtlichen Überblick benennt Hübler die Kriterien, nach denen er die Inschriften auf das Vorkommen von Runendichtung untersucht. Nach dieser Untersuchung werden in einer Gesamtbeurteilung die Inschriften in Gruppen eingeteilt: A — keine Verse, B — alliterierende Prosa, eine wichtige Untergruppe BC, 18 Inschriften umfassend, die Verse enthielten, wenn nicht An- oder Abvers zu lang wären oder die Syntax schlicht prosaisch, und schließlich die Gruppe C mit nur noch 28 Versinschriften. Von den Tabellen scheint mir nicht alles belangvoll zu sein, aber zwischen der Runendichtung Upplands und Södermanlands gibt es anscheinend einige Unterschiede: 34 Langzeilen entfallen in der Runendichtung Södermanlands auf den "individuellen Zusatzteil", die rühmenden Bemerkungen über den Toten, in Uppland sind es nur vier.

Ein Urteil darüber, ob Dichtung vorliegt oder nicht, ist oftmals schwer zu fällen, weil häufig nur eine einzige Langzeile innerhalb der Inschrift vorkommt. Hat sich die Alliteration nur zufällig ergeben oder war sie beabsichtigt? Gruppiert sich aber der fragliche Textabschnitt deutlich um vier betonte Silben, dürfte die Entscheidung leichter fallen, aber den Rhythmus schließt Hübler ausdrücklich von der Betrachtung aus, da er "zu einem nicht unerheblichen Teil subjektives Empfinden" sei (37). Das ist zweifellos richtig, gilt aber für jede Deutung eines literarischen Textes, und wir sind auch nicht auf das "rhythmische Empfinden" allein angewiesen: Es gibt Regularitäten, man muß sie nur kennen. Hübler meint, mit drei Kriterien auskommen zu können: Alliteration muß vorliegen; poetisches oder auch nur seltenes Wortgut kann ein Versindiz sein; von dem "als gewöhnlich angesehenen Prosastil" (35) abweichender syntaktischer Bau einer Inschrift ist ein weiteres stilisierendes Element. Außer dem Rhythmus werden auch rhetorische Tropen wie Hyperbel, Litotes u.ä. nicht als Kriterien verwendet, obwohl sie doch eine Stilisierung der Inschrift bedeuten.

An dieser Weigerung, sich mit dem Rhythmus auseinanderzusetzen, krankt die ganze Arbeit. Bei der Untersuchung der "Errichtungsformel" ("X setzte diesen Stein für Y"), stößt Hübler auf zwei Runeninschriften, in denen das Demonstrativpronomen *þenna* (Akk. Sg. m.) nicht nur vor seinem Substantiv, sondern auch vor dem Verb steht. Das ist ein klares Versindiz; man müßte sonst annehmen, daß der Verfasser der Inschrift hilflos gestammelt habe. Hübler erkennt Vg 32 (*Västergötlands runinskrifter*, Heft 3, *Skaraborgs läns runstenar: Text*, hg. Elisabeth Svärdström, Bd. 5.3 von *Sveriges runinskrifter, utgivna av Kungliga Vitterhets historie och antikvitets akademien* [Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1958], 49–50) die Zugehörigkeit zu seiner Gruppe C zu: "Þorðr ok Þorunnr / þenna ræistu / stæin æftir Ærra, / allgöðan dræng" [Þorðr und Þorunn errichteten diesen Stein nach Ærri, einem sehr guten Mann] (45). Hübler erkennt aber nicht, daß "þenna ræistu stæin" ein Kolon darstellt und deshalb nicht auf zwei Kurzverse verteilt werden kann, "stæin" gehört in den Abvers der ersten Langzeile; wahrscheinlich trägt "æftir" in der zweiten Langzeile einen Iktus und stabt sogar. Das ist in eddischer Dichtung ganz ungewöhnlich, kommt aber vor, ebenso in Runenversen, aber solchen Fragen geht Hübler nicht nach. Vg 32 erkennt Hübler also Verscharakter zu, aber Sö 61 mit derselben Konstruktion nicht (*Södermanlands runinskrifter*, hg. Erik Bratte und Elias Wessén, Bd. 1, *Text*, Bd. 3.1 von *Sveriges runinskrifter, utgivna av Kungliga Vitterhets historie och antikvitets akademien* [Stockholm: P.A. Norstedt & Söner, 1924], 47). Hübler präsentiert die Inschrift so: "Þorstæinn lēt þenna rætta stæin, æfila stændr, æftir Þorbiorn, Salvi ok Smiðr at sinn bröður" [Þorstæinn ließ diesen Stein errichten, ewig steht er nach Þorbjörn, Salvi und Smiðr (errichteten ihn) nach ihrem Bruder] (43). Wieder erkennt Hübler die rhythmische Zusammengehörigkeit von "þenna rætta stæin" nicht, will "stæin" mit "stændr" alliterieren lassen und bekommt so natürlich keine Verse zustande; trotz der Häufung der Alliterationen und des ungewöhnlichen Satzbaus sei die Inschrift zwar als dichterisch gestaltet anzusehen (woanders als in der Stabreimdichtung gab es im 11. Jahrhun-

dert im Norden dichterische Gestaltung?), "eine Fassung in Versform ist aber aus rhythmischen Gründen kaum möglich". Hübler hat nur den diesen Versen eigentümlichen Rhythmus nicht erkannt: "stæin" gehört in die erste Langzeile, in der zweiten staben das Adverb "æfila" und die Präposition "æftir", die sogar den Hauptstab trägt, was ganz ungewöhnlich ist. Vielleicht gestattet die Runendichtung größere Freiheiten in der Stabsetzung? Aber solche Fragen stellt Hübler nicht.

Auf U 114 (*Upplands runinskrifter*, Teil 1, hg. Elias Wessén und Sven B.F. Jansson, Bd. 6.1 von *Sveriges runinskrifter, utgivna av Kungliga Vitterhets historie och antikvitets akademien* [Uppsala: Almqvist & Wiksell, 1940–43], 165–72) stehen zwei Langzeilen, die durch eine Fürbittformel voneinander getrennt sind. Die zweite führt Hübler folgendermaßen an: "Þæt skal at minnum manna, meðan mænn lifa" [Dieses soll (stehen) zum Gedächtnis der Männer, solange Menschen leben] (146). Nach Hübler ist das kein Vers, "trotz seiner vierfachen *m*-Alliteration", da der Anvers zu lang sei bei schlechter Stabverteilung; Auftakt liege nicht vor wegen der "sicherlich starken Betonung von *þæt*" (147). Das Pronomen *þæt* ist wie normalerweise alle Pronomina *nicht* betont, der Vers beginnt mit dreisilbigem Auftakt; eine vierfache Alliteration ist nicht etwa eine Steigerung gegenüber einer dreifachen, sondern hat eher als Unkunst gegolten, denn sie ist sehr selten, außerdem liegt gar kein vierfacher Stab vor: Die Konjunktion *meðan* stabt nicht, sie steht im Auftakt; was Hübler unter einer schlechten Stabverteilung verstanden haben will, erklärt er nicht. Erst allmählich wird dem Leser klar, daß der Verfasser *xa* (also Stab auf der zweiten Hebung) in den Anversen für die "optimale Stabstellung" hält; bei der Turinge-Inschrift (Sö 338, 113) irritiert es ihn, daß in vier der fünf Langzeilen die erste Hebung stabt! Ein Blick in eine der von ihm im Literaturverzeichnis aufgeführten Metriken hätte ihm gezeigt, daß die *a*×-Stellung der Stäbe in der Stabreimdichtung die häufigste ist. Hübler hat den an sich richtigen Gedanken, daß in den Runenversen die Stäbe nicht zu weit auseinander stehen dürften, da sonst die Alliteration und mithin der Vers nicht erkannt

würden, aber sein eigenes Material widerspricht ihm: In seiner Gruppe C (eindeutig Verse) ist das Verhältnis aa:ax:xa 14:46:26. Eine flüchtige Zählung meines (umfangreicheren) Materials ergibt etwa den gleichen Befund, und das entspricht auch ungefähr den Zahlen in der eddischen Dichtung. Wenn übrigens Hübler meint, die Qualität der Runendichtung an der Zahl der Doppelalliterationen im Anvers messen zu können (177), wäre die Mehrzahl der eddischen Gedichte von minderer Güte. In der Einleitung (25) und in der Zusammenfassung heißt es, daß die schwedische Runendichtung sich von der "ungleich höheren westnordischen Dichtung" qualitativ unterscheide (181). Das mag sein, aber es bleibt bei der Behauptung, ein Vergleich wird nirgends angestellt. Das gilt auch für den Satz in der Einleitung, die Runendichtung sei eine eigene Gattung der altgermanischen Dichtung: Es fehlt jeder Versuch, das nachzuweisen.

Auf S. 129–30 werden zwei Langzeilen (U 703 und U 739) aus dem Korpus der Runenverse ausgeschlossen "wegen schlechte[r] Verteilung der Stäbe auf zwei aufeinanderfolgende stark betonte Silben". Was macht Hübler denn mit der großen Zahl der Kurzverse vom Sieversschen Typ C, (dem zweithäufigsten Typ), in dem nun einmal zwei starkbetonte Silben aufeinanderfolgen und die häufig beide staben? Sind das weniger gute Verse? Wer von Sievers' Typensystem nichts hält und nichts von Heuslers Taktlehre, der muß dann wenigstens die Denkmäler befragen: In der *Völuspá* finde ich 19mal unmittelbar aufeinanderfolgende stabende Silben. Das kann dann wohl kaum eine "schlechte Stabstellung" sein.

Mehreren tadellosen Versen verweigert Hübler die Anerkennung, weil bei Vorliegen eines Verses der An- oder Abvers zu lang sei. Einer dieser angeblich zu langen Verse ist der Anvers "För Ölæifr ī Grikkium" [Óláfr fuhr nach Griechenland] (52, 115; Sö 163); das ist ein stark gefüllter Vers, aber er ist nicht zu lang (vgl. 116), die Länge spielt überhaupt keine Rolle, Senkungssilben zählen nicht. Ein schwerer Abvers ist "með Ingvari ā Særklandi" [mit Yngvarr in Sarazenenland] (93; Sö 281), zwei volle Takte nach Heusler, das ist in den im allgemeinen leicht-

ter gebauten Abversen selten, aber nicht unmöglich, und zu lang ist er ganz gewiß nicht. Einen dieser "zu langen" Anverse enthält U 698 †: "Hann ūti fioll ā Liflandi / ī liði Frøygæirs" [Er fiel im Ausland in Livland im Heer Freygeirrs] (100). Der Stein ist nicht erhalten, wir haben nur zwei Zeichnungen aus dem frühen 17. Jahrhundert, die zeigen, daß die Inschrift lückenhaft war und offensichtlich schon schwer zu lesen. Aus Worttrümmern hat Sophus Bugge die angeführte Langzeile hergestellt, ein Meisterstück Buggescher Textherstellung, aber natürlich ohne Sicherheit, daß das auch so auf dem Stein gestanden hat. Insofern lohnt eine Diskussion nicht, aber Hübler läßt sich auf eine lange, eifervolle Polemik gegen Bugge ein. Aber Bugge ist seit neunzig Jahren tot und wurzelte natürlich in anderen metrischen und methodologischen Ansichten. Man muß gegen ihn nicht polemisieren. Wenn man das aber doch tut, sollte man wenigstens den eigenen Text in Ordnung haben, aber der Satz mit dem "sechshebigen Kurzvers" (101) ist auch dann noch blühender Unsinn, wenn der Übersetzungsfehler (es muß "sechssilbig" statt "sechshebig" heißen) korrigiert wird. Angeblich ergibt sich eine "schöne Kreuzalliteration" (101), aber ganz abgesehen davon, daß es fraglich ist, ob eine Kreuzalliteration als schön gegolten hat (sie hat sich möglicherweise einige Male zufällig ergeben) liegt hier gar keine Kreuzalliteration vor: *fioll* stabt nicht, das Ortsadverb *ūti* trägt die erste Hebung. "Bugges" Vers ist vollkommen in Ordnung, aber Hübler findet es schwer, bei dem "mit acht Silben etwas überlastete[n] Anvers . . . einen Versrhythmus zu finden" (101), außerdem wichen Wortwahl und Wortstellung nicht von der Prosa ab. Dem Leser ist übrigens inzwischen klargeworden, was mit dem mehrfach angeführten "guten Rhythmus" gemeint ist: ein regelmäßiger Wechsel von betonter und unbetonter Silbe. Der Verfasser dieser Arbeit über Runenverse weiß nichts von germanischer Verskunst.

Einer ganzen Reihe einwandfreier Langzeilen verweigert Hübler die Anerkennung als Vers, weil sie keine "ungewöhnliche Satzstellung oder Wortwahl" aufwiesen. Auf S. 87 trifft der Bannstrahl gleich fünf Langzeilen; auf S. 89–90 wird der Aspa-Inschrift zugebilligt, daß die Alliteration deutlich als

stilistisches Mittel eingesetzt sei, und auch ein gewisser Rhythmus ergebe sich “fast zwangsläufig” — aber da Syntax und Wortwahl nicht vom Prosastil abweichen, kann Hübler sich nicht entschließen, die drei Langzeilen in seine Gruppe C (eindeutig Verse) einzureihen. Hat er diese Verse nicht gehört? Auch die Runendichtung war für das Ohr bestimmt, nicht für das Auge. Längere Inschriften wie diese wurden sicher zweimal gelesen — beide Male laut — beim ersten Mal in kleineren Segmenten, wohl Wörtern, erst bei der zweiten Lektüre erschloß sich der Zusammenhang, und jetzt wurden die Stäbe hörbar und trat der markante Rhythmus hervor. Hübblers Kriterien lassen die Negation nicht zu: Wo keine Abweichungen von der Prosasyntax und wo kein ungewöhnliches Vokabular vorliegen, hätten wir es nicht mit Versen zu tun. So ist das aber nicht. Dichtung läßt Freiheiten in der Wortstellung zu, fordert sie aber nicht, und Dichtung gestattet die Verwendung abgehobenen oder altertümlichen Wortgutes, macht sie aber nicht zur Bedingung. “Atli sendi ár til Gunnars” [Atli sandte einen Boten zu Gunnarr] ist ein Satz, der in jedem Prosatext stehen könnte, es handelt sich aber um die erste Langzeile der *Atlakviða*. Ein Vers wird durch den Vortrag daraus, die kräftige Hervorwölbung der Tongipfel.

Bei vielen einwandfreien Langzeilen meint Hübler wegen der Wortwahl den Verscharakter bestreiten zu müssen, z.B. “Hann var mildr matar ok mæls risinn” [Er war freigebig mit dem Essen und wortgewaltig] (129; U 739, ganz ähnlich ist U 703); wenn das die Eigenschaften gewesen seien, die hervorgehoben werden sollten, hätte die Alliteration sich zwangsläufig ergeben — der Tote war aber auch kühn, klug, entschlossen gewesen. *Diese* beiden Eigenschaften hatte Balle, das ist der Ritzer beider Inschriften, herausgegriffen, weil er mit ihrer Nennung einen Vers bilden konnte. Freigebigkeit und Wortgewalt waren Häuptlingstugenden, die auch bei “Dömare”, dem Toten von Sö 130, hervorgehoben worden waren; die Wortgewandtheit wird hier durch “mildan orða” bezeichnet, das hat mit Urteilssprüchen, wie Hübler andeutet (56), nichts zu tun; den “Beruf eines Richters” hat es im 11. Jahrhundert nicht gegeben, Urteile wurden von den Dingenos-

sen gesprochen. Auf S. 94 erfahren wir, daß “stýra skip” [ein Schiff steuern] ein prosaischer Ausdruck sei, dessen Bestandteile aus jeweils drei anderen, nicht metrischen Inschriften bekannt seien; daraus folgt für Hübler, daß ein Satz, in dem diese Wendung vorkommt, kein Vers sein kann. Drei Seiten später wird ein weiterer Vers gestrichen, weil *kunna* [können] und *knarr* [Schiff] keine poetischen Wörter seien.

Wo ich das Buch auch aufschlage, nehme ich Anstoß:

“Alliteration” (33) und “Vergleichspartikel” (143) sind keine Maskulina, aber das sind vielleicht Druckfehler. “Harmr” (125) ist nicht die ‘Sorge’, sondern das ‘Leid’. Niemand hat “als Steuermann [gearbeitet]” (97), *stýrimaðr* ist der Kapitän, in der Regel auch der Besitzer eines Schiffes. *Holmgarðr* ist nicht Byzanz, sondern Novgorod, und *Garðar* ist auch nicht Byzanz (das heißt *Mikligarðr*, in Runentexten nur Griechenland), sondern Rußland. Eine Rune, die als letzte eines Wortes zu lesen ist und gleichzeitig als erste des nächsten, ist kein Digraph (86); das gilt auch für die *s*-Rune und die *k*-Rune in Sö 154, die als *sk* bzw. *ks* zu lesen sein sollen (156). Mit *væit iak* [ich weiß] (Sö 14, Sö 56) weiß Hübler nichts anzufangen (103, 60): Es handelt sich um eine epische Formel; hier ist sie ein Signal: Jetzt beginnt ein Vers. Nicht Thorkel, der Verfasser der Strophe auf dem Högby-Stein (Ög 81), ist an dem letzten Vers gescheitert, wir sind es, weil wir **atuti** nicht deuten können (83). Auf Seite 53 empfiehlt Hübler, genauer zu untersuchen, ob es einer Regel entspricht, daß von zwei Nomina in einem Kurzvers das erste statbt, aber diese Regel kennen wir schon, seit wir uns mit Stabreimversen beschäftigen. “Piagnar göðir” sind keine “guten Kerle” (85); was *þiagn* bedeutet, wissen wir immer noch nicht ganz genau, nur so viel ist sicher, daß der so Genannte eine gehobene Stellung in der Gesellschaft innehatte; *góðr* ist in dieser Verwendung so etwas wie ein Adelsprädikat. Bei U 207 fällt Hübler auf, daß die Setzerformel im Präsens steht (62); das ist aber gar nicht auffällig, denn die Inschrift stammt von Visäte, und das Präsens in der Setzerformel ist geradezu dessen Markenzeichen. Die Fürbittformeln *könnte* man nicht als Gebete auffassen, sie *sind* Gebete (150).

“... þæir giærðu mærkí góð / æftir mann snaran” [sie machten ein gutes Denkmal nach einem tapferen Mann] (G 113): Weshalb, um Himmels willen, läßt sich das nicht “in Versform ... bringen” (66)?

Hübler argumentiert gelegentlich gut, liefert nützliche Materialzusammenstellungen, macht feine Beobachtungen; aber dann kommen wieder solche Merkwürdigkeiten wie auf S. 67, wo festgestellt wird, daß im ganzen Runenmaterial die Auslassung einer *m*-Rune nicht belegt ist, aber was für eine Aussagekraft soll das für U 102 haben (hier ergibt sich ein sinnvoller Text nur, wenn man annimmt, das eine *m*-Rune versehentlich ausgelassen wurde)? Das Suchen nach Parallelen ist nur dann sinnvoll, wenn sich eine Regelmäßigkeit erkennen läßt; Flüchtigkeitsfehler folgen kaum einer Regel.

Frank Hübler hat sich keinen Gefallen damit getan, seinen wissenschaftlichen Erstling zu veröffentlichen. Seine drei Kriterien (Alliteration, Wortwahl, Syntax) bieten eine zu schmale Grundlage für die Beantwortung der Frage, ob ein Text ein Vers ist oder nicht; seine unzureichende Kenntnis der altgermanischen Metrik, seine Weigerung, den Rhythmus zu berücksichtigen und stilistische Figuren und epische Formeln in die Untersuchung einzubeziehen, haben sein Buch zu einer großen Enttäuschung werden lassen.

Das zweite hier zu besprechende Werk, Marit Åhléns Monographie über den Runenritzer Öpir, ist eine grundsolide Arbeit, die die Verfasserin hat ausreifen lassen. Wir kennen Öpir gut, denn er ist der produktivste aller Runenmeister: 46 Inschriften hat er signiert, 74 weitere werden ihm in der Literatur attribuiert. Wir wissen also, daß Öpir einer der künstlerisch bedeutendsten Ritzer ist, daß seine Inschriften meistens inhaltsarm sind und Fürbittformeln selten; und Öpir arbeitet häufig etwas schludrig: Es fehlen nicht selten Runen in den Inschriften.

Die Autorin scheidet streng zwischen signierten und unsignierten Inschriften, anders als Arend Quak in “Ybir risti runar”: Zur Sprache eines uppländischen Runenmeisters”, *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 13 (1978): 35–67. Sie führt die 46 signierten Inschriften vor und kommt

zu einigen überraschenden Feststellungen: Öpir arbeitet nicht nachlässig, es liegt System in seinen Auslassungen, es sind immer ganz bestimmte Endungen, die fehlen; er arbeitet im Gegenteil sehr sorgfältig, die Inschriften passen genau in das Runenband hinein (immer nur eins); wenn Runen außerhalb des Runenbandes stehen, ist es immer die Signatur oder Teile von ihr; Ritzfehler kommen nicht häufiger vor als bei anderen Ritzern. Die Rechtschreibung ist konsequent, nur bei Diphthongen hat Öpir Schwierigkeiten, der Prozeß der Monophthongierung hat in Uppland wahrscheinlich begonnen. Fürbittformeln sind in den signierten Inschriften nicht nur selten, sondern kommen gar nicht vor. Der Abschnitt über die ornamentale Ausgestaltung der Steine ist leider etwas kurz geraten, aber mehr kann ein Philologe darüber vielleicht nicht sagen.

Öpir sprach einen *h*-losen Dialekt; elfmal fehlt anlautendes *h*, dreimal steht es; vor der *u*-Rune, ganz gleich, welchen Laut sie bezeichnet, ist es aber immer gehauen, dreimal sogar, obgleich das *h* etymologisch nicht berechtigt ist. Eine Erklärung wird nicht gegeben.

Åhlén hält es für möglich, daß Schüler Anteil an den Arbeiten hatten (35), daß sie nach einer vorherigen Skizzierung durch den Meister Ornamentlinien aushieben; das würde Öpir vor dem Vorwurf schützen, ab und zu doch ein bißchen nachlässig gearbeitet zu haben, denn auf einigen Steinen, z.B. U 566, U 907, U 973, U 974, sind Rahmenlinien ziemlich flach gehauen, auf U 907 auch das letzte Wort; das könnte dann auf Rechnung der Gehilfen gehen.

Åhlén gewinnt aus der Arbeit mit den signierten Inschriften elf Kriterien (140–41), die sie bei dem Versuch, Öpir weitere Inschriften zuzuschreiben, anwendet. Bis in die Mitte dieses Jahrhunderts galt die ornamentale Ausgestaltung des Steines als ganz wesentliches Zuschreibungsmerkmal, aber das führte manchmal in die Irre: Der Runenmeister konnte Schüler gehabt haben, die seine Formsprache weiterführten, und er konnte andere Nachahmer gefunden haben. Claiborne Thompson (*Studies in Upplandic Runography* [Austin: Univ. of Texas Press, 1975]) legt deshalb größeres Gewicht auf die

Runenformen, sie sind gewissermaßen die Handschrift des Ritzers, aber wer die Wiedergabe sämtlicher bei Öpir belegten Runenformen (66–78) studiert, kann schon ins Grübeln kommen: Die sechs s-Runen von Sö 308 haben fünf verschiedene Formen, von den sechs s-Runen auf U 104 haben zwar drei die gleiche Form, aber die kommt auf Sö 308 nicht vor (75). So ist es sicher richtig, eine möglichst große Zahl von Kriterien zu verwenden. Sie sind nicht alle von gleichem Gewicht. Öpirs Setzerformel lautet immer “let ræisa (retta, haggva) stæin” [ließ den Stein errichten, hauen] oder “let gæra mæarki” [ließ das Denkmal machen], also mit Hilfsverb, dem Hauptverb zwischen Hilfsverb und Substantiv und immer ohne Demonstrativpronomen; fehlt das Hilfsverb oder ist die Wortfolge verändert oder ein Demonstrativpronomen vorhanden, darf man bei einem nicht signierten Stein füglich daran zweifeln, daß er von Öpir gehauen wurde. Ganz anders verhält es sich bei dem zehnten Kriterium, das besagt, es dürfe keine Fürbittformel vorhanden sein; Öpir wird keine vorgeschlagen haben, aber wenn der Auftraggeber auf einer Fürbittformel bestand? Würde Öpir den Auftrag abgelehnt haben?

Die Verfasserin schreibt Öpir nur noch 27 nicht signierte Inschriften zu, darunter zwei (U 117 und U 861), die bisher nicht mit Öpir in Verbindung gebracht worden waren; sie ist sich bei neun Inschriften nicht sicher und scheidet 38 Inschriften, die von einigen Autoren Öpir attribuiert wurden, aus.

Mir ist nur ein Druckfehler aufgefallen; die Kontamination von “mera sällan” und “mindre ofta” zu “mindre sällan” (118) ist eher lustig als störend. Man hätte sich natürlich gewünscht, daß alle Öpir-Ritzungen abgebildet worden wären, so daß man den ganzen Öpir zusammen hätte, aber das wäre wohl unbezahlbar geworden und ist ja auch nicht von der Autorin zu verantworten. Wir haben Marit Åhlén für ein schärfer umrissenes und in etlichen Punkten korrigiertes Bild von Öpir zu danken.

Fred Wulf

Kari Ellen Gade. *The Structure of Old Norse Dróttkvætt Poetry*. Islandica 49. Ithaca: Cornell Univ. Press, 1995. 310 pages.

As Snorri Sturluson says in his introduction to *Háttatal*, poetry may be studied in various ways, and there are many distinctions (*greinir*) to be noted. Most of the distinctions Snorri talks about are what we in modern terms can refer to as metrical, and the word he uses is *háttir*, which usually is translated as ‘meter’, but with the connotations ‘manner, mode, or appearance’. But poetry is obviously more than meter. The meter sets the formal distinctions, but the actual poems constitute the texts studied by literary theorists and philologists. The title of the present book implies that it concerns itself with more than pure metrics; it is the structure of the poetry that is the object of study. So *a priori* it might be expected to be about any of the many sides of skaldic poetry, the structure of its content as well as its form, and about its composition. The fact that metrics is not referred to in the title would also seem not to be accidental, since, as we shall see, the author is skeptical that an abstract metrical form can be set up for the dróttkvætt meter. Still the book is about the form of dróttkvætt, so despite its title and somewhat unorthodox approach, it should be classified as a metrical study.

In recent decades, the theoretical study of metrics has established itself as a subfield of linguistics and one of the areas of contact between linguistics and literary studies. In this work within linguistics, several important observations have been made which have clarified aspects of the nature of metrical form and the relation between linguistic structure and metrical structure. Within this tradition, views may vary on a number of issues, but there are several points that most metrists seem to agree upon. One is that even though metrical forms are defined in terms of linguistic forms, meters form their own systems, separate from the system of the language used in the composition of poetry, and a large part of the study of poetic meter involves the relation or mapping between